



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 300.

Freitag, 24. Dezember

1926.

Die Jagd nach der Braut.

(17. Fortsetzung.)

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

(Nachdruck verboten.)

Von Alfred Schirokauer.

XV.

„Was?“ brüllte Hoot.

„Was?“ jubelte Broot.

Wäre die allgemeine Erregung nicht so groß gewesen, würde die Katastrophe schon hier eingetreten sein. So blieb der Zuschauer des Besinnens unbeachtet.

„Wie ist das geschehen?“ entrüstete sich Bill, ohne eine Spur der dem Alten gebührenden Achtung.

„Wie es geschehen ist?“ klagte Jeremia.

„Ja!“

„Ich stehe da — den Revolver in der Hand und bewache sie.“

„Na — und?“

„Da steht dieser Balg auf, sagt: „Sehen Sie das offene Fenster dort, Daddy?“ Sie sagte immer Daddy zu mir.“

„Ich weiß. Weiter.“

„Ich sagte: „Glauben Sie, ich bin blind?“ Sie sagte, sie glaube es nicht.“

„Weiter doch! Machen Sie nicht so viel Worte!“

„Sie wollen doch, daß ich es erzähle“, grölzte Jeremia.

Bill blickte in stummer Verzweiflung zur Decke.

„Nachdem sie also gesagt hat, sie halte mich nicht für blind — mich, der ich auf fünfhundert Meter jeden Hasen treffe — was tut sie? Was glauben Sie, was sie tut?“

„Ich weiß es nicht. Sonst würde ich Sie nicht fragen.“

„Sie geht zum Fenster.“

„Zu dem Fenster?“ Es war Bob, der beglückt auf das offene Fenster zeigte.

„Zu dem Fenster da. Ja. Dort dreht sie sich zu mir um, sagt: „Sie werden es ja doch nicht über sich gewinnen, auf ein wehrloses Mädchen zu schießen“, macht einen Knicks, ruft: „Adio, Daddy!“ und hinaus ist sie.“

„Zu dem Fenster?“ Das war wieder Bobs fröhliche Stimme.

„Und Sie?“ ächzte Bill.

„Ich! Was sollte ich tun? Sie hatte doch vollkommen recht. Bin ich imstande, auf ein wehrloses Mädchen zu schießen? Ich nicht!“

Hoot war vor Grimm und Zorn sprachlos. Das war vielleicht gut. Denn die Worte, die er gesprochen hätte, wenn er hätte sprechen können, würden fraglos zu einer Beleidigungsfrage geführt haben.

Bob aber fragte launig: „Ohne Hut und Jacke. So, wie sie war, ist sie hinausgesprungen?“

„Genau so.“

„Ja — aber —“ Hoot hatte sich zu Lauten durchgerungen — „haben Sie sie denn nicht verfolgt?“

„Wofür halten Sie mich?“ schmolte Jeremia. „Natürlich bin ich ihr nachgelaufen. Und ich kann Ihnen sagen, ich war ein Champion im Wettlauf zu meiner Zeit. Aber leider ist das lange her. Sie gewann immer mehr Boden. Und schließlich sprang sie in ein Auto und entwand meinen Blicken.“

Erzählt von so viel Unverstand, ließ Hoot sich in einen Sessel fallen.

„Hm“, räusperte er sich nach einer Pause, die, obwohl stumm, kein Kompliment für den gebrochenen Vater war.

„Hm“, räusperte sich nun auch Bob. Er hielt es für klug, nun endlich doch auch einige Entrüstung zu zeigen, obwohl er am liebsten einen Rag-time getanzt hätte.

Aber mitten in seiner Freude überfiel ihn ein herzbellemmendes Weh. Es kam über ihn, daß er sie nun verloren hatte. Vielleicht für immer. Höchstwahrscheinlich für immer. Denn daß der Zufall sie ihm noch einmal in die Hände spielen würde, glaubte er nicht. Mit Recht. Sie war ihm verloren. Nie würde er sie wiedersehen. Nie sie aus den Klauen dieser drei Räuberkerle erlösen. Zugrunde würde sie nun gehen, ohne Erbarmen. Im Zuchthaus endigen. Ohne Gnade.

Er brach zusammen.

„Da“, sagte Hoot und deutete mit dem Finger auf ihn, „da sehen Sie, was Sie angerichtet haben. Mit Recht verzweifelt der arme Junge dort. Wie sollen wir nun die Spur seiner Braut wiederfinden?“

„Ja — à propos“, rief da der Greis. „Was war denn in Brooklyn?“

Hoot berichtete. Als er geendet hatte, sprang Jeremia auf.

„Und da wagen Sie, mir Vorwürfe zu machen!“ schimpfte er mit Würde.

„Mir, der ich nur ein schlichter Baumwollpflanzler aus dem Volke bin. Sie aber sind höherer Polizeibeamter. Sie wollen Polizeibeamter sein! Ein Pfuscher sind Sie, daß Sie es nur wissen. Ein elender Pfuscher und Stümper. Ein lächerlicher Anfänger. Ein —“ Bob hörte nichts von dem Geschimpfe.

Er hatte Elinor für immer und damit für alles andere das Interesse verloren. Aber Hoot hörte. Ihm war nicht das einzige Mädchen, das er je geliebt hatte und je lieben würde, für immer entglitten. Er hörte. Er hörte vertrackt gut. Er vernahm eine ehrenrührige Flut von Herabsetzungen seiner Berufsfähigkeiten auf sich herniederprasseln. Er brauste auf, denn er war kein Lamm. Vielleicht in Jeremias Meinung ein Schaf. Aber ein Lamm war er nicht.

„Ich verbitte mir Ihre Kritik“, polterte er los. „Ich würde den ganzen Krempel hinschmeißen, wenn ich Florence nicht so innig —“

Er brach ab. Dann sagte er ruhiger:

„Ich habe Ihre Mitwirkung satt. Mehr als satt, kann ich Ihnen sagen. Aber es war mein Fehler, mit euch Laien zu arbeiten. Ziehen Sie jetzt Ihre Finger aus der Sache. Das rate ich Ihnen, wenn Sie Ihre Tochter wiedersehen wollen. Ich gehe jetzt zur Polizei: Ob die Sache an die große Glocke kommt oder nicht, ist nun egal. Ich werde alle notwendigen Schritte mit dem Chef der Kriminalabteilung besprechen. Sobald ich etwas Positives weiß, erhalten Sie Nachricht. Guten Abend.“

Burtud blieb ein verstorber Vater und sein fassungs-
loser Schwiegerjohn. Doch der Gegenstand ihres
Kummers war nicht ganz der gleiche. Er sollte es noch
an diesem Abend werden.

XVI.

Das Speisezimmer, das heute einen so angeregten
Lunch gesehen hatte, ward zum Zeugen eines zerquält
trübseligen und einsilbigen Mittagmahles.

Jeremia seufzte zwischen jedem zehnten Bissen schwer
vor sich hin.

Er seufzte oft, denn seine Bissen waren zahlreich.

„Es hat keinen Zweck zu hungern und von Kräften
zu kommen, mein Sohn“, verkündete er, als sie sich zu
Tische setzten.

„Im Gegenteil, mir scheint, unsere Muskeln und
Nerven müssen für noch mancherlei ernährt und ge-
wappnet werden.“

Damit steckte er die Serviette unter das feiste
Doppeltinn und tat, freilich unter Stöhnen und Ächzen,
dem leckeren Mahle Gerechtigkeit an.

Robert aber schwieg und berührte trotz der Mahnung
des Schwiegervaters keinen Bissen. Kein Wunder, er
hatte in weniger als vierundzwanzig Stunden die Braut
und die Geliebte seines Herzens vielleicht und wahr-
scheinlich auf ewig verloren.

So etwas wirkt in den seltensten Fällen appetit-
reizend.

Mit Mühe gelang es ihm, einige Glas Wein hinab-
zustoßen.

„Du solltest doch eine Kleinigkeit wenigstens zu dir
nehmen“, warnte wieder der Alte und seufzte kläglich.
Bob schüttelte nur gramvoll das Haupt.

Jetzt schnalzte Jeremia mit der Zunge und suchte
in der Westentasche seinen silbernen Zahnstocher, eine
sinnige Geburtstagsgabe seines unglücklichen entführten
Kindes. Er fuhr mit beiden Händen in je eine der
Taschen, denn der Standort dieses wichtigen Körper-
pflegegerätes war bald links, bald rechts.

Da knisterte etwas unter den tastenden Fingern der
Rechten. Verwundert zog Ronald einige zusammen-
gefaltete Kärtchen hervor und schlug sie forschend auf.

Dann erkannte er ihr Wesen und nickte schicksals-
schwer vor sich hin.

Es waren drei Karten für die Alhambra. Er be-
trachtete sinnend diese Merkmale einer sorgenfreien
glücklichen Vergangenheit.

„Da“, sagte er tränenfeucht und wies dem schweig-
samen Tischgenossen die Billets, „dahin wollten wir
heute abend mit der armen Florence gehen.“

Er wischte mit dem Handrücken über die Augen.

Bob blickte kurz auf und versank wieder in das Laby-
rinth seines Ungemaches.

Mechanisch drehte Jeremia die kleinen Pappstreifen
zwischen den Fingern.

Da brach der Egoismus des Alters in ihm durch.
Doch es mag ein Unrecht sein, gegen das Korps der Be-
jahrten hier zu verallgemeinern. Denn vielleicht war
es nur eine Charaktereigentümlichkeit dieses alten Herrn
aus Süd-Carolina. Nur seine höchst persönliche robuste
Vitalität, sein gesunder Wirklichkeitsinn, sein Fertige-
werden mit Bedrängnissen, das ihn ein langes Leben
der Erfolge und des Kampfes mit den Schikanen dieses
Daseins gelehrt und anerzogen hatte. Er mochte in
mancher Not erfahren haben, daß Trübsalblasen keine
Beschäftigung ist, die verfahrne Dinge wieder auf die
rechte Bahn bringt. Ihm mochte durch manche sieghaft
überwundene Widerborstigkeit des Schicksals der Lehr-
satz in seinen fahlen Schädel eingehämmert worden sein,
daß Jammer und Tränen an schmerzreichen Ereig-
nissen herzlich wenig bessern.

Freilich fordern solche Gewaltstrauerkuren ein rhino-
zeroshäutiges Gemüt.

(Fortsetzung folgt)

Weihnacht.

Weihnacht — das Kinderfest! — An buntem Land
Freut sich ein jedes, ohne nachzudenken,
Warum einst Könige von Land zu Land
Gewandert sind, ein Kindlein zu beschenken.

Wir Großen aber, bei dem frohen Lachen,
Das festlich klingt in diesen schweren Zeiten,
Wir fühlen heut uns als die Kleinen, Schwachen
Und suchen uns das Krippenbild zu deuten.

Und plötzlich wird auch unser Herz erhellet
Von hoffnungsgrünem Tannenbaumes Schein:
Ein jedes Kind kann eine neue Welt, —
Ein jedes Kind ein neuer Heiland sein!

Ropernitulus.

Weihnachten im Taunus.

Vielleicht bin ich als spät — und nie ganz — gewor-
denes Stadtkind darin anders als die anderen Städter:
meine schönsten Stunden verlebte ich in der Natur und mein
tiefstes Sehnen geht seitdem aus den Steinmauern zu ihr
zurück, doppelt an den Tagen, die die Erinnerung wecken
an das, was vergangen.

Schon erhebt sich die Königin des Himmels im nebel-
dunstigen Osten, als ich den Zug verlasse, der fauchend den
Dampf aus seiner Brust ausstößt, wie einer, der, endlich an-
gelangt, eine schwere Last seufzend niederlegt; gerade so tief
atmend macht die Lokomotive in Königstein Halt. Nur
wenige Fahrgäste klettern aus dem kleinen Zuge, denn
heute, am ersten Weihnachtsfeiertag, sind nur einzelne zum
Wandern gestimmt.

Mein Weg führt über Falkenstein und den Fuchstanz
zum Feldberg hinauf. Leise Festtagsschauer im Gemüt
schreite ich durch die tiefe Einsamkeit, die am heiligen Tage
zweifachen Zauber auf den Menschen ausübt, der schauend
und empfindend durch den leise rauschenden Wald wandelt
und der da der Seele des Alts nachspürt, die als einzig
wachende Gottheit wirkt und webet, als alleinige Lehr-
meisterin der Wahrheit und Schönheit. Doch über mir
schlagen mit sanfter Bewegung die Kronen der entlaubten
Bäume zusammen, in freundschaftlichem Du auf Du sich
seltsame Laute zuraunend, dem Lauscher unverständliches
Geflüster. Will der alte, uralte Waldgeselle mir Weih-
nachtsmärchen erzählen? Hier und da fliegt ein Vöglein
zweifelhend vom Gezweige, als trüge es in seiner kleinen
Brust noch den Nachklang eines längstverklungenen Früh-
lingsliedes.

Welch ein Weihnachtstag im Taunuswald! Biegt nicht
dort durch die ewig grünen Tannen der runzelige Weih-
nachtsmann wieder von dannen, mit leerem Sack, auf dem
Rücken des Esels? Und horch, trippeln nicht Kinder
freudebelnd, bunte Gaben auf dem Arm, über den sonn-
gefleckten Walddarund? Lacht nicht das Hexenhäuschen aus
Hänsel und Gretel durchs niedere Gestrüpp? Still, es ist
nur das kleine Gasthaus des Fuchstanzes, aus dessen Rauch-
fang am Dache blaue Dunstwölkchen steigen. Weihnachts-
stimmung im Herzen und freundlichen Gruß auf den Lippen
betrete ich den stillen Raum, aus dem der Duft frischen
Kaffees lockend meinen Sinnen entgegenkommt. Nur ein
Bäuerlein mit einem Knaben hockt an einem der Tische und
schaut lächelnd dem Kleinen zu, wie er in seinem Leder-
mäulchen den rosinenreichen Kuchen verschwinden läßt. Ist
der Alte nicht vielleicht der Weihnachtsmann, den ich soeben
im Walde sah, und der Knabe eines der Kinder, die jubelnd
den Grund durchstreifen? Das leise Ticken der Uhr und die
weite Stille ringsum wiegen die sonst so bewegten Sinne
ein und die leicht zum Träumen geneigte Phantasie führt
auch mich an weichen Händen zurück zum Paradiese der
Kindheit. Ein Weihnachtstag ist es, wie heute. Neben mir
im weißen Bette schläft die neue Puppe, die ein zartes
Christkind unter den Tannenbaum gelegt hat. Wunderfame
Märchen umspielen den halb schlummernden Kindergaist und
süße Lieder schweben vom Himmel herab. Dazwischen klingt
das unsterbliche Lied „der stillen, heiligen Nacht“, das die
Mutter mir, ehe die Glode zur Bescherung rief, vorsang.
Durch Jahre, Tage und Stunden hindurch folgte mir der
Klang dieser mir liebsten Stimme, er wird einst das Fingale,
der Schlusakkord meines Lebens sein! Eine warme Träne
auf meiner Hand schreut mich empor; eine Zähre der Er-
innerung, nicht des Kummers. Rasch erhebe ich mich, rufe
der altbekannten Wirtin einen Feiertagsgruß zu und eile
davon, denn die Sonne strahlt in den Nichtenstämmen, wie
nur am Weihnachtstag.

Weiter führt der Weg zum Feldberg hin, abwechselnd
an Buchen und Fichten vorbei, hinauf zur siegreichen Höhe.
Unter mir erglänzen Wald, Heide und Feld im Sonnenlicht.

das dem das Hebelmeer in den Tälern weichen mußte. Eine warme Festtagsstimmung liegt über dem weichen All. Aus den dünn zerstreuten Dörfern tönen die Gloden. O, wer es verlernt hat, im irren Getriebe der Welt die Rippen zum Beten zu öffnen, der eile am Weihnachtstag in die erhabene, große Natur und lasse seinen Geist in der Stille der Einsamkeit zurückschweifen in das Paradies der Kindheit. Fürwahr ein Tag im Jahr, wie kein anderer erforsen, alle, die da schuldig und müde wurden auf des Lebens staubiger Straße, zurückzuführen an der Hand der Erinnerung ins reine und seltsame Wunderland der Kindheitspoesie. — Weihnachtstag auf dem großen Feldberg! Nur ein paar Junggesellen, alte Taunuswanderer, sitzen im Gasthaus bei einem dampfenden Punsch und tauschen Erinnerungen aus. Erinnerungen, von leiser Wehmut übergossen — denn mancher Weggenosse ruht drunten im nebeligen Tale schon längst in kühler Erde. Draußen hat sich die Sonne verbüllt und langsam in tänzelndem Rhythmus schweben leichte Gloden weichen Schnees durch die Luft herab, die dämmernen Wälder wie mit flaumigem Ninnengewebe bedeckend. Immer weiter rückt die Dunkelheit vor. Ein halbstarker Wind erhebt sich und lichtet den aufsteigenden Nebel, der Himmel wird sichtbar und einzelne Sterne flimmern schon auf die Erde hernieder. Der Abend naht, wie ein Magier, und eine Nacht beginnt in grenzenloser Stille, weihetvoll, feierlich. Einem Somnambulen gleich lehnt der Mond an einem Wolkengitter und lächelt mit bleichem Angesicht in die schlummertrunkene Welt. Das Gezweige des nahen Waldes rauscht leise, als wolle es die feierliche Stille leicht beleben, damit keine Todesstimmung sich über den nur kurzen Wintertraum der Natur lege. Wie ein heimliches Echo, das man längst lieb gewann, tönt es ins gleichgestimmte Herz hinein, das ganz erfüllt von vertrauten Weihnachtsstimmen sich dem ungestörten Genuße der Feierstunde hingibt, bis die große, mitleidslose Welt es wieder in die Gleichförmigkeit des Lebens zwingt. Doch noch stehe ich auf freien Höhen; fern und tief liegt die Despotin, die fordernde Erde, wie ein Fünftchen im allgewaltigen Universum. Fester schmiege ich mich an die göttliche Weibnacht in der schweigenden Einsamkeit. Mir ist's, als stiegen Engel vom Hochaltar des Himmels, als klänge in gedämpften Stimmen noch einmal das „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Und des Geistes Schwingen tragen mich höher und höher den ewigen Rosen einer ewigen Weibnacht zu.

Johanna Schloffer.

„Auch wenn du alt und häßlich bist ...“

Von Karl Ferdinand Rudolph.

1.

Ein Tag im März. Noch ist der Frühling nicht da. Aber seine Vorboten hat er ausgesandt, die ersten warmen Winde. Übermütig zupfen sie an den weißen Dedeln, die der Winter über Stadt und Land gebreitet hat. Und die Sonne hilft ihnen dabei. In Tausenden von bunten Sternen glitzert und funktelt es auf Schnee und Eis. Auf dem Tannenbaum vom letzten Weihnachten, den die Mutter auf den Balkon gestellt hat, löst sich sogar schon eine der glitzernen Perlen und fällt weinend zur Erde.

Die Sonne lacht Heini hinaus auf den Balkon. Wie schön muß die Welt in ihrem weißen Winterkleid aussehen, wenn die Sonne ihre goldenen Strahlen über sie breitet. Aber die Balkontür ist versperrt. „Dieser dumme Tannenbaum! Gerade vor die Tür hat ihn die Mutter gestellt. Was hast du überhaupt noch hier zu suchen? Wie lange ist das schon her, als du mit deinen brennenden Kerzen den Weihnachtstisch schmücktest! Gewiß, damals hatte ich dich lieb. Aber jetzt? Ich will hinaus — geh doch weg —, du dummer Baum — du bist mir im Wege!“ Und Heini stößt mit dem Fuß den alten Tannenbaum von der Tür fort. Der Baum fällt in die Ecke; aller Schnee, der ihn eben noch in der Sonne glitzern und funkelnd schmückte, fällt hinunter auf die Straße, und mit ihm die letzten Nadeln des einst so schönen grünen Christbaums. Verlassen und wie verachtet liegt der alte braune Baumstumpf.

Die Mutter hat das Kind beobachtet. Sie hebt den Baum auf und trägt ihn ins Zimmer an den Ofen. Dort verbrennt sie den Tannenbaum. Sie blickt lange in die helle Flamme, aus der im prächtigen Tannenduft der Baum ihr noch die letzten Grüsse sendet, bevor er in Asche zerfällt.

2.

Und wieder naht die liebe Weihnachtszeit.

Heini hat längst den Eltern seine Weihnachtswünsche mitgeteilt. Wenn er abends im weißen Kinderbettchen liegt, malt er sich aus, wie schön sich alles ausnehmen wird, was er vom Weihnachtsmann erwartet, und wie der strahlende Christbaum seinen goldenen Schein über all die Herr-

lichkeiten werfen wird. Dann bräutlich wird das Schaustier mit der lila Samtdecke und den silbernen Sternen ausschauen, das er beim Weihnachtsmann bestellt hat. Die silbernen Sterne werden um die Wette leuchten mit den glitzernen Sternen am Christbaum! Den versieben ja die Eltern so wunderschön zu schmücken. Und die Weihnachtskrippe mit dem lieben Jesukindlein, den Hirten und den Tieren darf er in diesem Jahr schon selbst mit aufbauen helfen. Das hat der Vater ihm im vergangenen Jahr versprochen.

Auf den Plätzen stehen schon die wunderschönen grünen Tannenbäume. Heini hat die Mutter auf mehr als einen aufmerksam gemacht, der ihm besonders gut gefällt. Aber merkwürdig! Sie hat ihn nur immer erstaunt angesehen, ihm aber nie ein Wort gesagt, ob sie mit dem Christkindchen darüber reden würde. Der Tag des heiligen Weihnachtsfestes rückt immer näher. Und immer noch denkt der Vater nicht daran, die Krippe gemeinsam mit Heini aufzubauen, noch immer hat die Mutter nicht den großen bunten Kasten aus der Truhe hervorgeholt, in dem all die schönen Dinge liegen, die den Christbaum schmücken sollen. Er sucht in allen Zimmern der Wohnung, in der Küche, selbst in Annas Zimmer, aber nirgends sieht er einen Tannenbaum. Er versteht einfach die Eltern nicht. Es wird doch die allerhöchste Zeit! — Auf dem Platz gegenüber stehen nur noch wenige Tannenbäume. Zwei Tage vor Weihnachten fragt Heini ängstlich die Mutter nach dem Tannenbaum.

Sie sieht ihm lange in die blauen Kinderaugen. „Ja, Heini, der Tannenbaum! Ob ihn das Christkind diese Weihnachten bringt?“

„Aber, Mutti —“, ganz entsetzt sieht er sie an. Dann aber lacht er: „Das Christkind wird ihn doch nicht vergessen, denn er gehört doch zum Weihnachtsfest.“

„Ja, Heini, ich weiß aber doch nicht. Vielleicht hat das liebe Christkind es auch ebenso wie ich gesehen, daß du den alten, lieben Weihnachtsbaum mit dem Fuß in die Ecke gestoßen hast, als er dir im Wege war.“

Heini sieht sie nachdenklich an.

Die Mutter aber fährt fort: „Siehst du, mein Junge, das Christkind scheint derselben Meinung zu sein wie ich, daß man das, was man lieb gehabt, wie es jung und schön war, wie zum Beispiel den lieben Christbaum am Weihnachtsfest, auch ehren und lieb haben muß, wenn es alt und häßlich geworden ist. Vielleicht will das Christkind den neuen Christbaum, den es dir dieses Jahr bringen wollte, vor solcher Kränkung durch dich bewahren. Ich nehme an, daß es deshalb auch keinen Tannenbaum bei uns abgegeben hat.“

„Aber, Mutti, liebe Mutti — das — das —“ Tränen rollen ihm über die Wangen, „das habe ich doch gar nicht so gemeint.“ Er schmiegt sich an die Mutter und sieht sie flehend an: „Bitte, bitte, sag doch dem lieben Christkind, ich will das nie wieder tun, nie wieder will ich einen lieben Christbaum kränken.“

Sie trocknet ihm die Tränen. „Gut, Heini, ich will es dem Christkind mitteilen. Wir werden ja am heiligen Abend sehen, ob es an dein Versprechen glaubt. Glaubst es dir, dann wird es dir auch einen Christbaum besorgen.“

Heini kniet im Bettchen, hat die Hände gefaltet und betet: „Nie wieder will ich ein Christbäumchen kränken, und alle, die ich lieb habe, will ich lieben und ehren, auch wenn sie alt und häßlich geworden sind.“

3.

Am heiligen Abend steht Heini in angstvoller Erwartung vor der noch verschlossenen Weihnachtsstube. Es wäre doch zu traurig, wenn für ihn das Christkind kein Bäumchen gebracht, nur weil er damals so unartig gewesen. Und nirgends auch nur ein kleiner Spalt, durch den man in das andere Zimmer blicken könnte. Muß auch gerade heute in dem Schlüsselloch der Schlüssel stecken!

Da klingt hell das Glöcklein, das zur Bescherung ruft. Die Tür öffnet sich und hell erstrahlen die Kerzen am lieben Christbaum. Da faltet Heini die Händchen. Er sieht nicht das Schaustier mit der lila Samtdecke und den glitzernen silbernen Sternen, nicht die vielen Spielachen rings umher. Seine Augen sehen auch nicht die goldenen, silbernen und bunten Kugeln am Baum, nicht seinen ganzen prächtigen Schmuck, auch nicht die Krippe mit dem Jesukindlein und den Hirten auf dem Felde. Er sieht nur auf den lieben, grünen Tannenbaum. Er fäkt die Hände der Eltern und singt mit ihnen:

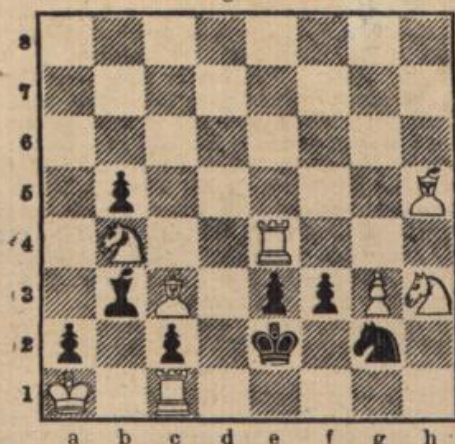
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter.

Als das Lied zu Ende und die Eltern „Stille Nacht, heilige Nacht“ anstimmen, geht er heimlich ganz nahe an das Bäumchen heran, streichelt ungeachtet der stehenden Nadeln seine Äste und flüstert ganz leise: „Sei nur nicht böse. Ich will dich immer lieb behalten, auch wenn du alt und häßlich bist.“

Schach

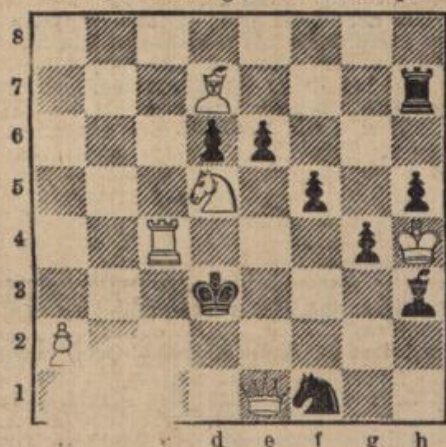
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 32. Dreizüger von B. Sommer.



WeiB: Ka1, Tc1, e4, Lc3, h5, Sb4, h3, Bg3.
Schwarz: Ke2, Lb3, Sg2, Ba2, b5, c2, e3, f3.

Nr. 33. Dreizüger von J. Cumpe.



WeiB: Kh4, De1, Tc4, Ld7, Sd5, Ba2.
Schwarz: Kd3, Th7, Lh3, Sf1, Bd6, e6, f6, g4, h5.

Nr. 34. Selbstmatt in 5 Zügen von Karl Müller.

WeiB: Kd4, Dc8, Tc5, Lc2, Bb6, f4, g5.
Schwarz: Ka8, Lh7, Sb8, h1, Bf5, g6.

Partie Nr. 387. Königsjäuferspiel.

WeiB: Macdonnell, Schwarz: Boden.

1. e4—c5, 2. Lc4—Lc5, 3. b4—Lxb4, 4. c3. Gegen diese Fortsetzung kann Schwarz sich genügend verteidigen und den Bauern behaupten. 4. ... c5, 5. d4—exd4, 6. cxd4. Hier scheint Sf3 stärker zu sein, womit das Spiel den Charakter des Evansgambits annehmen würde. 6. ... Lb4+, 7. Kf1. WeiB gibt absichtlich die Rochade zur Verstärkung des Angriffs auf. 7. ... La5. Besser wäre wohl De7. 8. Dh5—d5, 9. Lxd5—De7, 10. La3—Sf6 am besten, 11. Lxf7+—Df7, 12. Dxa5—Sc6, 13. Da4—Sxe4, 14. Sf3—Ld7, 15. Sd2—Sxd2+, 16. Sxd2—0—0—0. Schwarz steht jetzt vortrefflich. 17. Tb1—Dd5, 18. Sf3—Lf5, 19. Td1—Te8, 20. Lc5—Dxf3. Ein glänzendes Damenopfer. 21. gxf3—Lxh3+, 22. Kgl—Te6, 23. Dc2—Txd4, 24. Lxd4—Sxd4 und gewinnt.

Wenn auch jeder gebildete Mensch das Schachspiel und den Lauf seiner Steine mehr oder weniger kennt und es auch gelegentlich ausübt, so sind ihm meistens die genauen Bestimmungen über Rochade und En-passant-Schlagen

der Bauern fremd. Folgendes möge daher zur Aufklärung dienen. Jeder Spieler darf einmal in der Partie die Rochade machen. Sie besteht aus der gleichzeitigen Bewegung von König und Turm und kommt auf folgende Weise zustande: Der noch auf seinem ursprünglichen Platz stehende König wird um zwei Felder nach rechts oder nach links gerückt und der Turm, der gleichfalls seinen ursprünglichen Platz noch nicht verlassen haben darf, wird auf das Feld an der anderen Seite neben dem König gestellt. Jedoch ist die Rochade nicht gestattet:

1. Wenn zwischen König und Turm eine Figur steht;
2. wenn König oder Turm schon einmal gezogen haben;
3. wenn der König im Schach steht;
4. wenn der König über ein Feld hinweggehen muß, das ein feindlicher Stein beherrscht.

Wohl aber darf rochiert werden, wenn der Turm angegriffen ist oder über ein Feld hinweggehen muß, das durch einen feindlichen Stein bestrichen wird.

Das Schlagen eines Bauern im Vorbeigehen (en passant) kann geschehen, wenn ein feindlicher Bauer von seinem Ursprungsfeld um zwei Felder vorrückt, sodaß sich dann die beiden gegnerischen Bauern in gleicher wagrechten Reihe befinden. Der vorbeirückende Bauer kann jetzt vom feindlichen Bauer genommen werden, als ob ersterer nur einen Schritt gegangen wäre. Von diesem Recht des Nehmens muß aber im nächsten Zug Gebrauch gemacht werden.

Lösungen: Nr. 21. 1. Ta4—Txa4, 2. Kb5—Ta7, 3. c6. Nr. 22. Ta4—Ke8, 2. Th4—Te5+, 3. Kd2—Kd8, 4. Ta4—Td5+, 5. Ke3—Ke8, 6. Th4—Te5+, 7. Kd4 oder Kf4 und gewinnt.

Rätsel

Rätselsprung.

	nen	o	zu	tes	
zeit		hand	duf		ort
tan	sel'	ort	von	land	got
und	nachts	wort	net	tig	klings's
ges		es	dig		ser
	freu	weih	un	seg	

Füllrätsel.

— a — l i —	Zierpflanze,
— r e m —	Einsiedler,
— g a t —	Sonntag,
— r z e —	Gebäck,
— r t — i —	Gerichtsspruch,
— n i v —	alte Stadt,
— r e s —	Geldschrank.

Die fehlenden Buchstaben sind zu ersetzen; sodann nennen die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter etwas, was auf keinem Weihnachtstisch fehlen wird.

Streichholzspiel.



Durch Umlegen von vier Hölzchen bilde man aus den fünf Quadraten drei gleichgroße Rechtecke, ohne daß ein Hölzchen übrig bleibt.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 295.

Bilderrätsel: Das Wasser hat keine Balken. — Silbenaustauschrätsel: Tanne, Rose, Angel, Ungar, Sense, China, Arno, Uhu, Weide, Elsa, Moses. Trau, schau, wem. — Worträtsel: Heiß, Eis.

Wichtige Lösungen sandten ein: Otto Dienstbach, Liesel u. Emily Dormann aus Wiesbaden; Liesel Erhardt aus Mainz.